

Ingrid und Christian Mitterecker

Eli schlägt sich durch

* ingridundchristian.at *

Erste Auflage 2015

Copyright © und Bildrechte
by Ingrid und Christian Mitterecker
ingridundchristian.at, Heiligenbrunn 2015
Alle Rechte vorbehalten

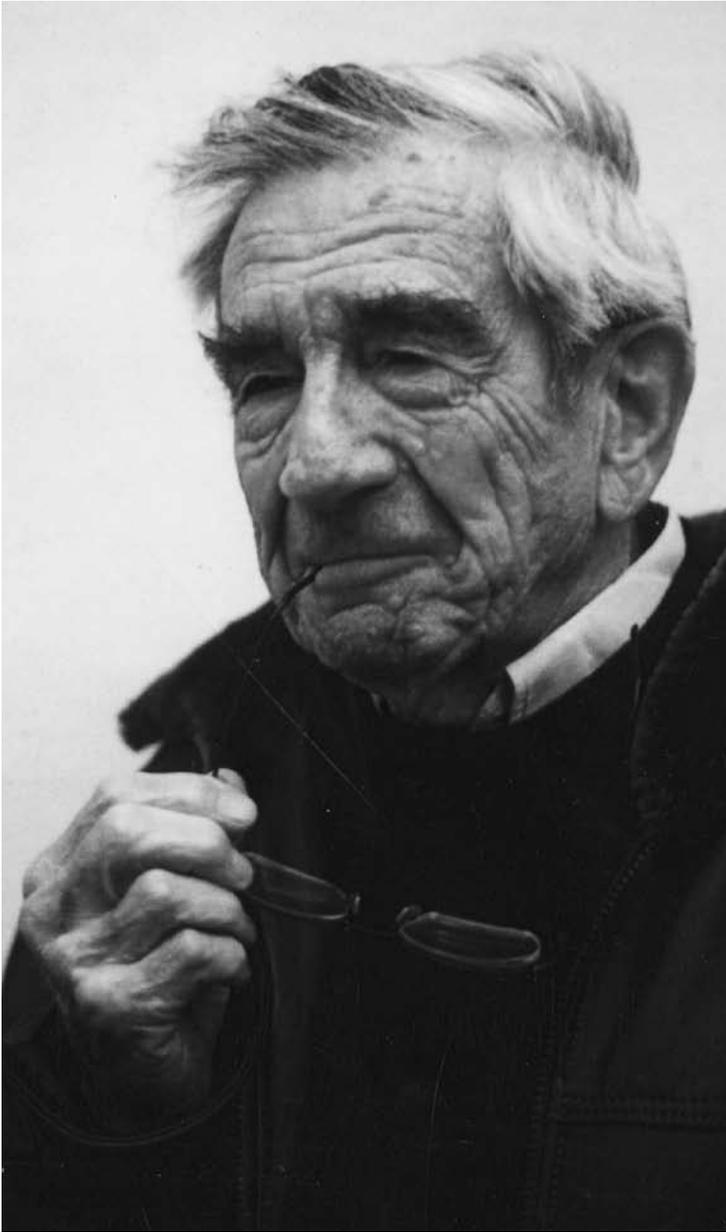
ZYKLOP Roman – Gesamtausgabe in 14 Büchern
ISBN 978-3-903019-23-2

Buch 8 Eli schlägt sich durch
ISBN 978-3-903019-15-7

Eli schlägt sich durch

INHALT

Edelschwein, setzen!	10
Nie wieder Geige	12
Anna und der erste Kuss	14
Heldenplatz	16
„Wenn Judenblut vom Messer spritzt ...“	20
Zwei Geschichten der Demütigung	23
Vogelfrei	26
Pogrom	28
Es ist seltsam, ohne Koffer zu verreisen	30
Ein nie gekanntes Gefühl der Freiheit	33
Im Kibbuz	36
Ich gehe hinaus mit der Herde	38
Trennung von Anna	41
Ein Schiff kommt an	43
Traubenernte	46
Richtung Süden	48
Vierfaches Schwarz	51
Das alte elendigliche Stiegenhaus	56



EDELSCHWEIN, SETZEN!

Ich war 1936, als ich zur Gruppe kam, gerade vierzehn Jahre alt. Ich wollte kein Außenseiter mehr sein und es war mir nicht egal, dass meine Lehrer mich Edelschwein statt Edelstein riefen.

„Edelschwein, setzen!“

Schon in der Volksschule. Ziemlich beleidigend! Wir Juden haben Namen, die etwas bedeuten, so war es leicht, einen von uns zu erkennen.

Nach und nach fühlte ich mich fremd in Wien. Klar, Österreich war mein Land, ich bin in Wien geboren, bin hier aufgewachsen, meine Eltern waren hier, meine Freunde, unsere Wohnung, alles. Aber wenn jemand anderer immer zu dir sagt: „Du bist der Fremde“, dann fühlst du dich irgendwann auch fremd. Theodor Herzl schrieb in seinem Buch „Der Judenstaat“: „Wer der Fremde im Land ist, das kann die Mehrheit entscheiden.“ Eine fürchterliche Erkenntnis und wahr! Du gehörst nicht dazu, du fühlst dich allein gelassen.

Was kann man dagegen machen? Man kann es entweder vollkommen verleugnen oder man kann versuchen mit Gewalt durchzusetzen: Ja, ich gehöre doch dazu. Aber dieses Doch-dazu-Gehören wurde mit den Jahren immer schwieriger, weil sie uns Juden eben NICHT WOLLTEN.

Dann lernte ich Efraim kennen und der erzählte mir vom Haschomer Hatzair: „Wir sind eine Jugendgruppe, wir werden drüben in Palästina helfen, Herzls Judenstaat zu bauen für alle Juden aus der ganzen Welt.“

Von diesem Tag an widmete ich meine ganze Freizeit dem Haschomer Hatzair – das heißt auf Deutsch „Der

junge Wächter“. Wir träumten davon, eines Tages nach Palästina zu gehen, träumten von Israel, von gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Besitz. Nicht lange später war dieser unser Traum der einzige Exit.

NIE WIEDER GEIGE

Eines war für mich schon als Kind klar, ich will Arzt werden. Ich wusste es, spätestens seit ich acht Jahre alt war. Ich wollte das ohne Wenn und Aber. Ich ging mit meinen vierzehn Jahren auf das Anatomische Institut auf der Universität und hörte mir Vorträge über das Zentralnervensystem an. Ich fand das hochinteressant und es gefiel mir, wie mich die Studenten mit „Herr Kollege“ ansprachen.

Meine Freizeit war ziemlich ausgefüllt. Die Vorträge auf der Universität, meine Abende im Haschomer, wir trafen uns drei, vier Mal in der Woche, ich hatte plötzlich kaum mehr Zeit für meinen Cousin Daniel. Mit Daniel war ich fest befreundet, obwohl er ein Jahr jünger war als ich.

Wir gingen in dieselbe Schule, eines Tages, in der großen Pause, nahm er mich zur Seite. Er war wütend, das war nicht zu übersehen. „Was ist los mit dir?“, fragte Daniel, „früher sind wir beide durch dick und dünn gegangen. Und jetzt? Gerade dass du mich noch grüßt! Hast du eine Freundin oder was?“

Ich erzählte ihm vom Haschomer Hatzair, und eigentlich wäre er gerne zu uns gekommen, aber er traute sich nicht, weil sein Vater ihn fromm erzog.

Wir wussten, dass einige unserer Professoren Antisemiten und bei der verbotenen NSDAP, der Partei Adolf Hitlers, waren. Als zwei Professoren dann ihre NSDAP-Abzeichen – einer hatte sogar ein goldenes – nicht mehr versteckt trugen, sondern offen und für alle sichtbar, kam auch Daniel endlich zum Haschomer Hatzair.

Daniels Vater kam bald drauf, dass er bei uns mitmachte. Daniel musste sich über seine Knie legen, und dann schlug er ihn, peitschte ihn mit dem Gürtel. Das machte er im Badezimmer, damit die Nachbarn nichts hörten. Daniel konnte tagelang nicht mehr richtig auf einem Sessel sitzen. Das war zwar ein regelmäßiges Ritual, sadistisch, aber so schlimm wie dieses Mal war es nie zuvor und nie wieder.

Daniel war stark, innerlich stark, er blieb bei uns in der Gruppe, und sein Vater beschuldigte mich bis zu seinem Tod: „Du hast meinen Sohn zu den Kommunisten gebracht!“

Unsere Jugendbewegung wurde von den orthodoxen, den streng gläubigen Juden sehr abgelehnt. Gut, wir waren links eingestellt, nicht kommunistisch, aber links. Ständig hörten wir dieses „Ihr seid’s Kommunisten“, was als böses Schimpfwort galt.

Ich begann mich also selbständig zu machen, wurde ein politischer Mensch. Die Ausflüge, das Geigespielen interessierten mich nicht mehr, damit hörte ich von einem Tag auf den anderen auf. Meine Mutter wollte, dass ich Geige lerne, unbedingt. Bei einem schrecklichen Lehrer. Erstens wohnte er weit entfernt, zweitens schrie er immer nur herum und wenn ich mich verspielte, klopfte er mir drittens auf die Finger. Ich wollte sowieso damit aufhören.

ANNA UND DER ERSTE KUSS

Anna und ich waren schon etwas befreundet. Also, eigentlich hatten wir erst zwei, drei Mal miteinander gesprochen. Zufällig kam ich eines Abends zu früh ins Heim. Anna war schon da und wir saßen zu zweit im Gruppenraum. Ich dachte angestrengt nach, was reden, und redete nichts. Zum Glück war Anna nicht so auf den Mund gefallen wie ich. Nach einem kurzen Schweigen fragte sie mich: „Du, Eli, macht es dir eigentlich nichts aus, dass wir alle beschlossen haben, keine Matura zu machen?“

Ich erzählte ihr von meinem Traum, Arzt zu werden. Ich erzählte von meiner Cousine, wie ich sie untersucht hatte und sie mich. „Das waren meine ersten Arztspiele.“

Anna sagte nichts und ich lachte verlegen. „Wir waren Kinder! Von meiner Cousine habe ich später auch tanzen gelernt. Tango.“

„Tango!“, rief Anna. „Das ist doch bürgerlich. Nur Spießer tanzen Tango.“

Im Haschomer Hatzair war es verpönt, sich Salontänzen, wie das genannt wird, zu widmen. Alles Bürgerliche war verpönt. Krawattenträger wurden verspottet! Ich ließ dieses Thema fallen und sagte: „Natürlich fällt es mir nicht leicht, meinen Traum, einmal Arzt zu werden, aufzugeben. Aber für den Aufbau Israels würde ich alles opfern.“

„Alles?“, fragte Anna.

„Na ja, alles vielleicht nicht wirklich, aber eben fast alles“, antwortete ich.

Rachel unterbrach unser Gespräch, sie stürzte herein, ganz außer sich: „Meine Cousine in Deutschland darf

nicht mehr in ihre Schule gehen! Sie haben gerade die Zahl jüdischer Schüler an Schulen begrenzt, sie haben fast alle rausgeschmissen. Wir müssen endlich reagieren.“

Mittlerweile waren auch die anderen eingetroffen.

Rachel knipste das Licht aus: „Wenn das so weitergeht, wird es bald ganz ganz finster.“

Wir saßen im Dunkeln. Nach einer Weile begann Georg, unser Gruppenleiter, die Hatikvah zu singen, unsere Hymne. Hatikvah heißt auf Deutsch Hoffnung. Ich saß neben Anna. Und da wagte ich es, ihr einen Kuss zu geben, einen flüchtigen Kuss auf den Arm. Im Dunkeln.

Als Georg das Licht wieder aufdrehte, war Anna ganz rot im Gesicht. Ich wahrscheinlich auch. Anna drückte meine Hand, so ganz schnell. Das war unsere erste Zärtlichkeit.

HELDENPLATZ

Was ich bis jetzt erzählt habe, war sozusagen mein „normales“ Leben. Dann kam Hitlers Einmarsch in Österreich. Und von diesem Tag an war nichts mehr so, wie es vorher war. Es folgten acht fürchterliche Monate in diesem Land. Es fällt mir schwer, von all den Erinnerungen – von all den Demütigungen zu sprechen.

Am 14. März 1938 traf Hitler in Wien ein. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Teilweise warteten die Menschen – es hieß, es waren eine Million – in Stille auf den Straßen. Die Motorräder der deutschen Armee donnerten vorbei, besonders daran erinnere ich mich, an die Motorräder mit den berühmten Beiwagen. An anderen Stellen war der Jubel dafür mächtig, rauschartig, ekstatisch.

Was fühlte ich? Vieles zusammen, vor allem hatte ich Angst. Allein schon dieser ewige Strom von Soldaten und Kriegsfahrzeugen. Angst – und Traurigkeit, den Jubel für die Nazis hören zu müssen, die wie Sieger nach einer erfolgreichen Schlacht in Wien einzogen.

Nachher ging alles schnell, verdächtig schnell. Pöbel zog durch die Straßen und Gassen Wiens, das war die SA, eine paramilitärische Kampftruppe der NSDAP.

SA, die Abkürzung für Sturmabteilung. Ein kritikloses, irrationales Monster, das man nicht bekämpfen konnte. Der Spott, das Von-oben-herab-Schauen, die Schläge. Das Nicht-mehr-Wissen, was erlaubt und was mit Lebensgefahr verbunden war. Sturm! Und die Fahnen, Hakenkreuzfahnen, sofort und überall. Ein Meer,

eine Überschwemmung von Fahnen, dazu die Parolen, die jeden im Herz oder im Magen, je nachdem, treffen sollten.

Erde!
Vaterland!
Ehre!
Tapferkeit!
Treue!
Führer!
Blut!
Deutsches Blut!
Judenblut!
Die gute, die arische Rasse!
Die schlechte, die jüdische Rasse!
Rasse, Rasse, Rasse!

Heute ist es endlich auch wissenschaftlich belegt, dass es keine Rassen gibt, dass wir Menschen alle dieselben Gene haben – ohne irgendwelche Unterschiede.

Und Uniformen. Plötzlich trugen ganz gewöhnliche Menschen voller Stolz Uniformen. Sie blickten anders, voll Hochmut, selbstbewusster, als ob ihnen genau das schon immer gefehlt hätte. Wenn sie „Sieg Heil“ schrien, ihre erhobenen Arme mit den Hakenkreuzbinden, ein Meer, ein monströses Meer. Sie fühlten sich vereint, hingegen, alles überschwemmend, Hitler alles überlassend: die Moral, das Recht. Das Denken! Die Uniform macht straff. Alles sitzt gut. In Uniform sieht man jünger aus, strammer. Man trägt Stiefel statt Schuhen. Stiefel sind zum Treten da.

Wie Rachel es gesagt hatte: Es war ganz finster. Jedes

Läuten an der Wohnungstür konnte ab sofort Gestapo, konnte Geheimpolizei, also Lebensgefahr bedeuten.

Wie konnte ich das alles überhaupt aushalten? Das Einzige, was mir in meinen Nöten half, war die Hoffnung, mit den anderen nach Palästina gehen zu können.

Efraim und ich waren am Heldenplatz dabei. Die Leute rasten vor Begeisterung. Hitler machte eine einzige Handbewegung, und plötzlich herrschte Totenstille. Hitler redete, nein, schrie, lauter und lauter. Alle paar Minuten wurde er von der Menge mit „Sieg Heil!“ und anderen begeisterten Rufen unterbrochen. Als wären die Österreicher jahrzehntelang unterdrückt gewesen, beherrscht, in einem finsternen Verlies gefangen, und jetzt endlich durften sie mit Erlaubnis des Führers losbrechen und zwar mit einer Wucht, die damals niemand, wirklich niemand erwartet hatte.

Die Menge war wie von einem gewaltigen Sturm gebeutel, Welle nach Welle, eine nicht enden wollende Flut. Ich will es gar nicht verschweigen, ich befand mich in einem Zustand der Faszination, gemeinsam mit der Panik, nicht mehr von hier weg zu können. Man konnte auch nicht weg, alle klebten förmlich aneinander.

Der große Empfang am Heldenplatz. Wo waren die Massen hergekommen? Was war mit all jenen, die daheim geblieben waren? Sie hätten ihre Wohnungen verlassen, sich zu uns stellen sollen. Vielleicht wären wir stark genug gewesen, „Nein!“ zu rufen, wenn die anderen „Sieg Heil!“ brüllten. Und was wäre dann geschehen? Etwas vereinfachend würde ich heute sagen: Du musst nicht gleich gehorchen, nur weil da einer befiehlt.

Ich weiß bis heute nicht, warum Efraim und ich dort

waren. Es zog uns einfach hin. All die Fahnen, die Massen, die Uniformen. Noch wussten wir nichts von der Hölle, die folgen sollte, dem Wahnsinn der organisierten Kriegführung gegen die Juden. Erst wurden Bücher verbrannt, dann Synagogen, dann Menschen: Erniedrigung, Beschmutzung, Entwurzelung, Tod.

„WENN JUDENBLUT VOM MESSER SPRITZT ...“

Vis-à-vis von unserer Wohnung war ein kleiner Platz, und jeden Tag um sieben Uhr abends kam ein Werkelmann und spielte auf seiner Drehorgel einen bekannten Walzer. Manchmal lehnte ich mich aus dem Fenster und schaute zu ihm hinunter. Wir wohnten im dritten Stock.

Eines Abends, einige Tage nach dem Einmarsch Hitlers, öffnete ich das Fenster, aber der Werkelmann stand nicht da. Stattdessen marschierten SA-Leute mit dem Lied „Wenn Judenblut vom Messer spritzt“ durch die Gasse. Sie sangen ziemlich laut, ich hätte sie auch bei geschlossenem Fenster gehört. Mein Drehorgelspieler ist nie wieder gekommen.

Keine vierzehn Tage später traf ich einen katholischen Freund. Mit ihm hatte ich als Bub Fußball gespielt, überall, sogar auf der Straße. Er nahm mich nicht zur Kenntnis, ich grüßte ihn, er wandte den Kopf ab und ging an mir vorbei, als wäre ich Luft.

So war das bei allen meinen nichtjüdischen Freunden und Schulkollegen, plötzlich kannten sie mich nicht mehr. Aber gerade er, er war wirklich der Letzte, von dem ich so etwas erwartet hätte. Ich verstand, jetzt ist es vorbei, hier kann ich nicht mehr bleiben!

Mein Gymnasium in der Albertgasse wurde für zwei oder drei Wochen geschlossen, und als es wieder geöffnet wurde, da sahen wir: Juden hatten auf einmal einen eigenen Eingang. Das war sehr erniedrigend. Judenklassen waren eingerichtet worden. Juden und Jüdinnen

von den umliegenden Schulen wurden in einer Klasse zusammengefasst.

Die Atmosphäre in der Albertgasse war natürlich mies. Es gab einmal eine Tränengasbombe, und wir wurden auf den Stufen angepöbelt, wir wurden angespuckt von Schülern, die ich gar nicht kannte.

Normalen Unterricht gab es nicht mehr. Die Lehrer wurden immer autoritärer. Sicher waren unter ihnen auch die einen oder anderen, die keine Nazis waren, die sich in Toleranz hüllten. Aber der Turnprofessor zum Beispiel, der war äußerst antisemitisch. Der hatte einen Hass auf die Juden, teilte Fußtritte aus und war sehr gewalttätig.

Einmal schlug er einen von unserer Klasse und der schlug zurück, aber ganz wild, mit den Fäusten ins Gesicht, besinnungslos. Was mit ihm passierte, haben wir nie erfahren. Unser Schulkollege wurde natürlich sofort von der Schule genommen und kam nicht mehr zurück, blieb für immer verschwunden.

Ich wurde von der Gestapo verhaftet. Man warf mir vor, Kommunist zu sein, Kommunist und Jude. Nach zwei Tagen, nach langem und unangenehmem Verhör wurde ich wieder freigelassen. Meine Eltern hatten Todesängste ausgestanden. Leute wurden auf offener Straße erschossen!

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich konkrete Angst, sehr viel Angst. Das waren Ereignisse, die damals jeder von uns ertragen musste.

Die Gruppe wurde lebenswichtig. Wir trafen uns jetzt in kleinen Zirkeln und waren durch ausgeklügelte Tricks auch mit den anderen in Verbindung. Selten waren alle

zusammen. Aber wir machten sogar noch Ausflüge, was schon sehr gewagt war. Ich kann mich an eine Nachtwanderung erinnern, in der Nazi-Zeit war das ziemlich dumm.

Wir bewaffneten uns mit Messern, Äxten und Beilen und schlichen wie Räuber durch den Wienerwald. Die Lichter unserer Taschenlampen huschten die Bäume, den Weg entlang. Auf einer großen, steilen Wiese gleich neben einem Hochstand schlugen wir unser Nachtlager auf.

Der Hochstand war wichtig. Vom Hochsitz aus konnten wir die ganze Wiese und den angrenzenden Wald überblicken. Jeder von uns musste eine Stunde lang Wachdienst verrichten. Der junge Wächter! Das Ganze war eine Art Mutprobe an der Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit.

Das Gras duftete. Die Grillen zirpten. Wir lagen in unseren Schlafsäcken.

„Anna“, sagte ich, wir hatten einander schon so lange nicht gesehen, „Anna, du musst mir versprechen, immer bei mir zu bleiben. Egal, was da kommt.“

„Wir werden immer zusammenbleiben, Eli. Egal, was da kommt“, sagte Anna sehr ernst.

„Nichts kann uns trennen.“

„Niemand kann uns trennen.“

Unsere Schlafsäcke rutschten ganz nah zueinander.

ZWEI GESCHICHTEN DER DEMÜTIGUNG

Ich konnte darüber nicht reden. Ich wollte es nicht erzählen. Dieses Nicht-erzählen-Wollen ist bekannt. Die wenigen Menschen, die das grauenhafte Morden in den Konzentrationslagern überlebten, haben oft fünfzehn, zwanzig Jahre lang geschwiegen. Ich selbst, ich, Elieser Ludwig Edelstein, war in keinem Konzentrationslager, ich habe nichts Vergleichbares erlitten ...

Meine erste Geschichte der Demütigung. Sie erwischten mich. Ich war alleine unterwegs und plötzlich sah ich eine Menge SA-Leute, das war am Schottenring, sie fassen mich und fragten: „Jude? Nichtjude?“

Die Nichtjuden durften gehen, und die Juden mussten bleiben, ich mit ihnen. Ich hätte natürlich „Nichtjude“ sagen können. Es ist ja nicht so, dass man sieht, wer Jude ist und wer nicht. Ich dachte gar nicht nach. Ich sagte: „Jude!“ Ich war stolz, Jude zu sein. Mein Judentum zu verleugnen, das wäre für mich ein Verrat am Haschomer Hatzair gewesen, ein Verrat an allen Juden in der Welt.

Mit Bürsten und Seife mussten wir die Straße waschen. Unser mühseliges, entwürdigendes Schrubben wurde von Gemeinheiten, vom sadistischen Gelächter der Beifall klatschenden Menge und von Fußtritten der SA-Leute begleitet.

Dieses Von-oben-herab-Schauen auf uns Hilflose war ihnen ein Fest. Es war nicht nur die Erniedrigung, in mir kochte eine unglaubliche Wut, eine ohnmächtige Wut auf diese unmenschlichen Peiniger und auf mich selbst, der ich in einer so machtlosen Situation gefangen war.

Die Leute riefen: „Arbeit für die Juden! Endlich Arbeit für die Juden! Wir danken unserem Führer, er hat Arbeit für die Juden beschafft!“

Wie sie wohl aussahen mit ihren vor Begeisterung glühenden Gesichtern? Wir mussten immer nach unten schauen, sonst bekamen wir noch mehr Fußstritte. Ich sah nur Stiefel, die Stiefel der SA-Männer.

Mir wurde bewusst, ich bin verwundbar und die können mit mir machen, was sie wollen. Ich verstand, es ist alles nur eine Frage der Machtverhältnisse. Herzls Satz, da ist er wieder: „Wer der Fremde im Land ist, das kann die Mehrheit entscheiden.“ Ich hatte es am eigenen Körper erfahren.

Als ich endlich gehen durfte, sah ich einen kleinen Beamten, der auch in der Neustiftgasse, im Haus gegenüber wohnte. Er war ein schwächlicher, scheuer Mann. Da stand er in Uniform, Reithosen und Stiefeln. Wie groß die Menschen werden, wenn sie Stiefel anhaben! Jeder ein kleiner Führer. In dem Moment wusste ich, warum mich die SAler geschnappt hatten. Unser Nachbar musste ihnen gesagt haben, dass ich ein Jude bin. „Nehmt den, der wohnt bei mir gleich gegenüber. Die sind Juden!“

Meine zweite Geschichte der Demütigung. Die Generalprobe. Ich wollte gar nicht. Natürlich wollte ich nicht. Das war ähnlich wie am Schottenring. SA-Männer zogen von Haus zu Haus und wo ein jüdischer Name stand: „Raus!“

Zwanzig, dreißig Leute waren wir. Die hatten mich einfach aus unserer Wohnung geholt. Ich war derjenige, der eben gerade daheim war. Sonst hätten sie meinen Vater genommen, wenn er da gewesen wäre, oder meinen Bruder.

Die SA-Leute brachten uns in einen dunklen Keller. Mit dem klaren Wissen, wie dieses Haus gebaut war, dass wir im Keller deutlich hören konnten, was oben vorging.

Wir waren lauter Männer, ich der jüngste, noch kaum ein Mann, und wir waren alle in totaler Panik. Wir wussten nicht, was uns drohte.

Und dann führten sie einen von uns hinauf: „Los! Rauf! Gemma!“

Dann hörten wir ein Urteil: „Sie sind zum Tode verurteilt als Jude!“ oder „Sie sind zum Tode verurteilt als Kommunist!“

Dann hörten wir einen Schuss und jemanden umfallen. Was mehr brauchten wir uns vorzustellen! Wir dachten: ES IST AUS.

Und das ging langsam, einer nach dem anderen. Ich wusste nicht, wann ich dran sein würde. Aber schließlich wurde ich hinaufgeführt. Von jenen, die vor mir oben waren, sah ich keinen mehr. Ich stand alleine im Raum auf einem Teppich. Die SA-Männer saßen an einem Tisch, einer von ihnen stand, der war ganz groß, er sagte zu mir: „Sie sind zum Tode verurteilt als Kommunist!“

Und dann fiel der Schuss! Die hatten in die Luft geschossen. War das ein Gelächter! Das amüsierte sie sehr. Sie hatten am Teppich gezogen, und ich war auf den Boden gefallen.

Dann brachten sie mich durch einen anderen Ausgang hinaus. Sie ließen mich gehen. Ich rannte heim. Und wie! Man ist ja nicht daran gewöhnt, dass man erschossen werden soll.

VOGELFREI

Efraim war einer, der es wagte, sich zu wehren. Efraim war einer der mutigsten Menschen, die mir je begegnet sind. Am besten kann ich ihn mit seinem Lieblingspruch aus dem Talmud beschreiben: „Sei unter denen, denen man flucht, nicht unter denen, die fluchen!“

In der Woche nach dem 14. März war es zu Schießereien gekommen. Ich hatte es selbst gesehen, irgendwo am Kai, Messerstechereien und Schüsse waren gefallen. Ich war schnell weggelaufen, ich war, ehrlich gesagt, nicht so mutig, dort zu bleiben.

Efraim aber behauptete, er hätte einen Polizisten erschossen. Ich dachte mir, na gut, dieses Mal übertreibt er halt. Aber nach einer Begebenheit in der Leopoldstadt glaubte ich ihm dann.

Es war vor unserem Heim vom Haschomer Hatzair. Efraim und ich gingen gerade zu einem Gruppentreffen, als wir einen frommen Juden auf seinem Fahrrad am Heim vorbeifahren sahen. Zwei SA-Männer hielten ihn auf und schlugen auf ihn ein. Und Efraim – es ist kaum vorstellbar – Zeit der Nazis – Efraim ging hin und begann mit den beiden SAlern zu boxen. Die SAler waren so überrascht, dass es jemand wagte, zurückzuschlagen, dass sie sich fluchend davonschickten.

Die Realität war, dass wir uns gegen all die Demütigungen, gegen all die Unterdrückung und Gewalt nicht wehren konnten. Wir waren vogelfrei. Das ist ein grausames Wort, es bedeutet, den Vögeln zum Fraß freigegeben, wie früher die Gehenkten. Ein Zustand völliger Rechts- und Schutzlosigkeit.

Wir konnten uns nicht wehren! Es gab keine Gesetze mehr, die uns schützten. Im Gegenteil! Es gab Gesetze, die uns für vogelfrei erklärten.

POGROM

Ich sehe es noch vor mir, wie sie meinem Vater das Geschäft wegnahmen, alles ausräumten, anzündeten. Mein Vater war Kaufmann, er hatte ein Stoffgeschäft, ein typisch jüdischer Beruf damals. Das Geschäft war in der Glockengasse, Ecke Taborstraße im zweiten Bezirk, wo viele Juden wohnten.

Ich war gerade bei ihm zu Besuch. Mein Vater war als ehrlicher Kaufmann bekannt, er war, wie eine jüdische Redewendung sagt, gerade wie ein Lineal, und da kamen Nachbarn, Leute von anderen Geschäften, und sagten: „Herr Edelstein, laufen Sie bitte nach Hause. Schnell weg! Die SA kommt. Die verbrennen in der Gegend alle Geschäfte mit jüdischen Besitzern und stehlen. Es ist sinnlos.“

„Gut“, sagte mein Vater und er verschloss das Geschäft. In einiger Entfernung drehten wir uns um und sahen, wie eingebrochen wurde, die Scheiben zerschlagen wurden, alles auf die Straße geworfen und angezündet wurde.

Die Stoffballen meines Vaters brannten auf der Straße. Er wandte sich ab und wir gingen heim.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 gingen im gesamten Nazi-Reich die Synagogen in Flammen auf. Überall wurden jüdische Geschäfte und Wohnungen ausgeplündert, alles wurde kurz und klein geschlagen, in Brand gesteckt, Menschen wurden gejagt, allein in Wien wurden Tausende festgenommen und bald darauf in Konzentrationslager deportiert.

Sie nannten diese Nacht „Reichskristallnacht“. Und warum? Weil die vielen zerschlagenen Scheiben auf

den Straßen glitzerten wie Kristall – das ist tödlicher Zynismus.

Der Satz, den man nach der Nazi-Zeit oft hörte – „Wir haben das nicht gewusst“ –, entlarvte sich spätestens mit dieser Nacht als peinliche Lüge. Du hättest gleichzeitig blind, taub und lahm sein müssen, um nichts zu wissen. Und selbst dann hättest du es noch gerochen. In Wien brannten die Tempel, und alles Weitere war klar.

Auch die Zeitungen berichteten ausführlich von den Gräueltaten. Die Wiener Ausgabe des „Völkischen Beobachters“, des Zentralorgans der NSDAP, schrieb: „In manchen Straßen Wiens wurden die Fensterscheiben der Judengeschäfte zertrümmert und so eine neue Visitenkarte für jüdische Läden geschaffen, die bestimmt noch deutlicher wirken dürfte als die erst jüngst verordnete Kennzeichnung jüdischer Firmen. Nach den mit Rollbalken verschlossenen Läden und jenen mit eingeschlagenen Fensterscheiben sieht man erst wieder so recht deutlich, wie viele jüdische Läden es in Wien noch immer gibt.“

Selbst dieser verharmlosende Bericht sagt alles: Wie viele jüdische Läden es in Wien NOCH immer gibt!

Und wir? Wir versteckten uns in der Wohnung. Voller Trauer und Angst. Wir hatten alles verloren. Wir konnten nichts dagegen unternehmen. Zugesperrt, gegangen, nie wieder zurückgekehrt.

ES IST SELTSAM, OHNE KOFFER ZU VERREISEN

Die Situation verschlechterte sich von Tag zu Tag. Im Haschomer Hatzair ging es nur mehr darum, möglichst viele von uns nach Palästina zu bringen. Efraim war der Einzige, der in Wien blieb.

Er war einer meiner besten Freunde. Efraim wollte Schriftsteller werden. Er war Arbeiter. Am Tag arbeitete er schwer, in der Nacht schrieb er unermüdlich. Wenn ich ihn fragte: „Und wann schläfst du?“, lachte Efraim nur und sagte: „Schlafen, ist das wichtig?“

Er wäre sicher ein großer Schriftsteller geworden. Efraim blieb in Wien in der idiotischen Annahme, dass wir, wenn wir nach Palästina fahren, doch jemanden zurücklassen müssen, der hier weiterarbeitet. Zur Hitlerzeit! Wir waren so naiv.

Die Vorbereitungen für die Ausreise liefen auf Hochtouren. Natürlich war es verboten, irgendetwas mitzunehmen, nichts, nur was wir angezogen hatten.

Mein Vater hatte mir eine braune Lederjacke gekauft, sie reichte mir bis zu den Knien. „Das ist gut für jedes Wetter“, sagte er.

Stiefel hatte er mir auch gekauft – verrückt.

Der Tag meiner Emigration. In der Nähe unserer Wohnung, nur zwei Häuser weiter, war ein großer Eislaufplatz. Im Winter, wenn ich von der Schule heimkam, schmiss ich meine Schultasche ins Eck und ging eislaufen, bis es mir zu langweilig wurde, immer im Kreis herumzufahren. Den Eislaufplatz schaute ich mir am Tag meiner

Abreise noch einmal an, warum auch immer. Bald würde es schneien! Ich sagte mir: „Schon gut, Eli, wir kennen das. Keine Zeit für Sentimentalitäten.“

Ich ging in die Wohnung zurück. „Ich bin jetzt so weit, wir können gehen“, sagte ich zu meinen Eltern. Mitzunehmen war ja nichts. Es ist seltsam, ohne Koffer zu verreisen.

Dann standen wir am Südbahnhof. Ich werde den Blick meiner Mutter nie vergessen. Ich rieb meine Wange am groben Stoff ihres Wintermantels.

„Es ist gut. Es ist ein froher Tag. So kalt, so November, aber es ist gut, Eli. Elieser Edelstein, steig ein, los, sonst versäumen wir den Zug.“ Meine Mutter zuckte zusammen und nach der Schrecksekunde flüsterte sie: „Wir fahren in Gedanken mit. Wir kommen nach, ganz bestimmt!“

Mein Vater legte mir seine Hand auf die Schulter: „Ich werde für dich beten, und jetzt steig ein!“

Wie fährt man weg, wenn das Schicksal der Eltern ungewiss ist? Wenn nicht sicher ist, ob sie überleben werden. Wie groß ist die Schuld, sie ihrem Schicksal zu überlassen? Sie wurden natürlich wie alle ihres Vermögens beraubt. Ohne Geld gab es aber gar keine Hoffnung mehr wegzukommen. Ja, da bestanden gewisse Aussichten, dass sie nach Bulgarien fliehen könnten. Und dann?

Der Verlust der Familie wirkte auf uns alle wie eine Amputation.

Die Lokomotive gab das Abfahrtssignal. Beim Anfahren des Zuges liefen ein paar Leute ein kleines Stück mit, um noch ein paar aufmunternde Worte ins Abteil zu rufen,

den unvermeidlichen Bruch für einige wenige Augenblicke hinauszuzögern. Auch mein Vater war unter ihnen. Ich hätte das nicht von ihm erwartet. Eine Kurve, und ich verlor ihn aus den Augen.

Ich hatte Anna. Nachdem unsere Eltern endgültig im Dunkel zurückgeblieben waren, gaben wir einander die Hand und wir ließen uns lange nicht mehr los.

EIN NIE GEKANNTES GEFÜHL DER FREIHEIT

Wir fahren mit dem Zug nach Triest. In unserem Abteil war es sehr still. Ich glaube, wir befürchteten alle, dass wir an der Grenze einfach wieder zurückgeschickt werden. Die Spannung wurde unerträglich.

„Mir fällt gerade ein Witz ein.“ Daniel räusperte sich. „Ein Frommer sitzt im Zugabteil und betet: Lieber Gott, du erbarmst dich doch über ganz fremde Leut’ – warum nicht über mich?“

Und was dann geschah, war wirklich unglaublich. Wir begannen uns Witze zu erzählen! Lauter Eisenbahnwitze. Ich sage immer, du kannst über diese Welt weinen oder lachen. Wenn du nun bedenkst, wie lange ein Mensch lebt, ist es, auf die Dauer gesehen, viel weniger anstrengend, sich für das Lachen zu entscheiden.

„Wisst ihr, was mein Lieblingswitz ist?“, sagte Rachel. „Einem Juden fährt der Zug vor der Nase weg: Lauter Antisemiten!“

Auf das Gelächter folgte Stille. Unsere Gesichter bekamen wieder einen gefährlich nachdenklichen Ausdruck. Ich begann: „Seid ihr so weit? Gut. Also mein Witz ist nichts für Zartbesaitete. In einem Zugabteil erster Klasse sitzt einer einem schlafenden Offizier gegenüber. Plötzlich wird ihm schlecht und er erbricht sich auf die Uniform des Offiziers. Er erschrickt tödlich, dann aber fasst er sich wieder und beginnt den Offizier eifrig abzuwischen, weckt ihn auf und fragt teilnahmsvoll: Geht es Ihnen schon wieder etwas besser?“

Anna war an der Reihe. „Wartet, ich muss kurz überlegen. Hmhmhm. Rutscht ein bisschen näher, seid leise,

das ist einer von den Witzen, die man nicht laut erzählen darf. Anna flüsterte: „Zwei Juden sitzen im Zug: Herr Kohn, ich hab’ zwei Nachrichten für Sie, eine gute und eine schlechte.

Zuerst bitte die gute!

Hitler ist tot.

Großartig! Und jetzt die schlechte.

Es stimmt leider nicht.“

Wir passierten problemlos die Grenze. Das Schlimmste war überstanden. In Triest am Hafen sahen wir dann unser Schiff. Kein sehr ermutigender Anblick!

„Mir fällt gerade ein Witz ein. Passt auf!“ Daniel hatte in jeder Situation einen passenden Witz parat. „Mitten auf dem Ozean. Ein Passagier steht auf dem Schiff und brüllt: Das Schiff sinkt! Das Schiff sinkt! Der Kapitän legt ihm die Hand auf die Schulter: Was regen Sie sich so auf? Ist es Ihr Schiff?“

Drei, vier Tage später standen wir an Deck, und die Küste Palästinas, ein schmaler brauner Streifen, rückte langsam näher. Zwischen uns und den Nazis lag jetzt das Mittelmeer!

Am Hafen stand schon ein Autobus für uns bereit. Wegen der arabischen Unruhen war er mit Eisengittern gesichert. Auch hier wurden wir also bedroht. Obwohl der erste Eindruck Soldaten und Eisengitter waren, spürte ich ein nie gekanntes Gefühl der Freiheit in mir: Dass man vor nichts mehr Angst zu haben braucht, dass man sich vor nichts zu fürchten hat. Keiner kann dich mehr unterdrücken, Eli, keiner kann dir erzählen, dass du hier der Fremde bist!

Wir wurden im Autobus nach Merchawja gebracht. Es war schon Abend. Hier war es grün! Wir hatten eine öde Gegend erwartet, Wüste. Zehntausende Eukalyptusbäume waren gepflanzt worden. Es ist unglaublich, wie gut ein Eukalyptusbaum riecht! Merchaw bedeutet Breite, Weite und die Silbe -ja ist eine Abkürzung für Gott. Merchawja heißt daher: die Weite Gottes.

IM KIBBUZ

Merchawja war wie jeder Kibbuz als Viereck angelegt. Auf den vier Seiten standen die Häuser, und in der Mitte war ein Wasserturm, der alle anderen Gebäude überragte.

Für uns hatten sie Holzhäuser vorbereitet, kleine Baracken für zwei, drei Personen. Wir schliefen in Eisenbetten. Wir waren die Neulinge und mussten uns vorerst mit kargeren Bedingungen zufriedengeben. Die Umstellung war anfangs natürlich hart. Wir waren gewohnt, in schönen Wohnungen zu leben, Warm- und Kaltwasser natürlich, Daunendecken, Teppiche, Vorhänge, alle Bequemlichkeiten. Plötzlich war da eine Holzbaracke. Kein Klo, von einem Bad ganz zu schweigen, das war alles weiter entfernt. Im Winter war es kalt, im Sommer unerträglich heiß. Holzhäuser im Sommer! Es gab keine gepflasterten Wege. Im Winter versanken wir im Schlamm, im Sommer waren wir staubig bis zu den Knien.

Damals gab es in einem Kibbuz kein Geld. Alles gehörte allen. Wir hatten sogar gemeinsame Kleider. Kakihose und Hemd. Die Neuen, vor allem die Mädchen, waren immer total überrascht, wenn sie nach der Wäsche nicht „ihre“ Sachen zurückbekamen. Aber man gewöhnte sich schnell daran.

Anna arbeitete am Anfang in der Wäscheabteilung: Schneiderei und Wäscherei. Da fiel zwar eine Menge Arbeit an, aber viel angesehener war, wer wirklich schwer arbeitete wie etwa die Traktoristinnen. Anna wollte unbedingt eine werden. Und wurde später auch eine.

Die meisten von meiner Gruppe hatten in Wien das jüdische Gymnasium besucht und konnten ziemlich gut Hebräisch, und ich, ich konnte ein paar Lieder singen,

deren Text ich kaum verstand. Ich war natürlich nicht der Einzige, es gab noch einige andere, die so wie ich nichts konnten, Daniel zum Beispiel. Folgendes wurde eingeführt: Einen Tag in der Woche durften wir im Kibbuz nur Hebräisch sprechen, mit wem auch immer wir zusammenkamen. Daraus wurden nach und nach zwei Tage, dann drei, vier ...

Hebräisch ist keine leichte Sprache. Anna hatte einen Lieblingsswitz, ich hörte ihn mindestens fünf Mal am Tag: „An welchem Tag hält Eli seinen Mund?“

Ich fand das wirklich ausgesprochen witzig! Es war schon richtig, anfangs redete ich an den hebräischen Tagen wirklich nicht viel. Aber oft trug ich eine ganz andere Stille in mir, eine traurige Stille, vor allem in der Nacht. Dann schrieb ich in meinem Tagebuch. Wie es Efraim wohl ging? Ob ich je meine Eltern, meinen Bruder wiedersehen würde? Viele verborgene Gedanken, die ich verdrängen wollte.

ICH GEHE HINAUS MIT DER HERDE

Ich wurde Schafhirte. Ein Hund begleitete mich. Der Frühling nahte. Ich legte mich in die Wiese und spielte auf der Flöte – kein Witz! – ich war sehr romantisch, ich war siebzehn. Mein Tagebuch hatte ich immer bei mir, ich schrieb und schrieb:

Ich bin auf einem Berg; die Ziegen klettern. – Ich setze mich auf einen Felsen und sehe hinab. Siedlungen, hell leuchtend; regelmäßig. – Und Felder. – Grüne Gräser knapp unter mir wiegen sich im Wind; weit dehnt sich das Feld – ein weites Grün.

Langsam, gleichmäßig frisst sich der Traktor durch die Erde.

Ich sehe Araber ruhig hinter ihren Holzpflügen hergehen, mit dem majestätischen Schritt des Orientalen. Ich denke nicht, dass dies mein Land ist.

Ich sehe nur, ich bin in diesem Land; und sehe Bauern pflügen. Ringsum Felder, ringsum Arbeit. Und ringsum: Stille.

Natürlich war die Hirtenarbeit draußen auch gefährlich. Ich musste einen Revolver tragen. Aber ich wurde kein einziges Mal angegriffen.

Wir alle hatten keine Ahnung davon, was sich außerhalb unserer kleinen Welt zutrug. In dieser Hinsicht waren wir isoliert. Wir redeten auch nie über Österreich. Nie! Nachrichten von Österreich? Nichts. Wir wollten es vergessen.

Es gibt viele kleine Anekdoten aus dieser Zeit. Rachel zum Beispiel wollte auch mit Schafen und Ziegen arbeiten. Als ich ihr Melken beibringen sollte, setzte ich sie zu einem Ziegenbock, und Rachel versuchte allen Ernstes das Tier zu melken.

Oder die Geschichte mit Uri. Uri war ein sehr genauer Mensch, ein Pedant. Als Uri einmal ein Maultier striegelte, sagte ich zu ihm: „Du, Uri! Striegeln ist aber zu wenig, du solltest deinem Maultier schon auch die Zähne putzen!“ Uri nahm meine Worte für bare Münze, holte eine alte Zahnbürste und machte sich ans Werk. Unvergessen!

Und einmal in der Woche kam der Zahnarzt nach Merchawja. Er hatte einen Bohrer mit, den er wie bei einer alten Nähmaschine mit einem Fußpedal betrieb. Was soll ich sagen, da wird der Zahnarztbesuch zum Erlebnis!

Wir hatten nicht nur gemeinsame Kleider, wir hatten auch gemeinsame Schallplatten und Bücher. Wir hörten viel Musik, abends und in der Nacht, drinnen oder draußen. An den meisten Tagen im Jahr ist das Wetter ja schön, also warum drinnen hocken? Wir stellten den Plattenspieler einfach ins Freie und genossen die Kühle des Abends.

Lesen durften wir nur in der Bibliothek, es war verboten, ein Buch in die Baracke mitzunehmen und es zum Beispiel im Bett zu lesen. Zufällig entdeckte ich einmal das „Schwalbenbuch“ von Ernst Toller. Es kam mir bekannt vor. Hatte ich es nicht auf dem Nachttisch meines Bruders liegen gesehen? Ich nahm das verstaubte Bändchen aus dem Regal, lehnte mich an die Wand und begann zu lesen. Das Schwalbenbuch gefiel mir so gut,

dass ich es mir komplett in ein Heft abschrieb. Ich wollte es unbedingt immer bei mir haben.

Ich bekam ein besonders schönes Heft mit schwarz glänzendem Umschlag und runden Ecken, die Ränder der Seiten sind rot gefärbt, gerade habe ich es wieder durchgeblättert:

„Ach wer sollte freiwillig
Einkehren in eine
Gefängniszelle?

Sechs Schritt hin
Sechs Schritt her

Ohne Sinn
Ohne Sinn“

Ernst Toller musste 1933 Deutschland verlassen, wo seine Bücher verboten und mit vielen anderen verbrannt wurden. 1936 emigrierte er in die USA und nahm sich drei Jahre später das Leben.

TRENNUNG VON ANNA

Im Frühling wird das Purimfest gefeiert. Aus Jux verkleideten wir uns, obwohl wir eigentlich schon viel zu alt dafür waren. Ich ging als Arzt. Statt einem Skalpell hatte ich ein Buttermesser! Als ich den anderen meine Verkleidung zeigen wollte, sah ich Anna, wie sie Isak einen Kuss gab. Ich stellte sie sofort zur Rede. Und Anna? Die machte einfach Schluss mit mir.

Ihre Worte klingen noch heute in meinen Ohren: „Eli, wir können ja Freunde bleiben.“

Ausgerechnet mit Isak! Isak war sehr groß, sehr fesch, er wollte Schauspieler werden – und wurde es viel später auch. Ich war so eifersüchtig. Das Fest war vorbei für mich! Ich ging zurück in meine Holzhütte, haute mich aufs Bett. Ich warf dieses lächerliche Buttermesser in ein Eck. Warum nur, fragte ich mich, warum hat sie mich verlassen?

War es, weil ich stank? Ich konnte mich noch so oft duschen, ich wurde den Geruch der Schafe und Ziegen einfach nicht los. Das war sehr unangenehm. Ich war eine gesellschaftliche Störung.

Mit einem Mal war mir mein Hirtendasein zuwider. Um drei Uhr in der Früh aufstehen und melken gehen. Drei Uhr in der Früh, das ist mitten in der Nacht! Und dann im Winter. Es regnet, alles ist nass und matschig, die Schafe sind voll Kot. Nein, das war kein Vergnügen! Ich sagte mir: „Jetzt will ich Aktivität. Die Zeit der Romantik ist vorbei.“

Draußen die lärmende Ausgelassenheit des Festes, Musik, sie tanzten die Hora, den Kreistanz der Pioniere, Anna Seite an Seite mit Isak ... mein Wunsch, Arzt zu werden, war mit einem Mal wieder so groß geworden.

Zur Zeit der Ernte, Sommer 1939, hatte ich endlich eine neue Arbeit. Ich lud riesige Strohballen auf Lastwagen. Das war Schwerarbeit, noch dazu in der prallen Sonne.

Um mich zu belohnen, nützte ich die erstbeste Gelegenheit, einmal vom Kibbuz wegzukommen, und fuhr nach Haifa, wo eine Verwandte von uns, Tante Ilona, lebte. Tante Ilona machte mir Palatschinken. Sie wusste, dass Palatschinken meine Lieblingsspeise sind. Wie lange hatte ich schon keine Palatschinken mehr gegessen! Ich aß Berge von Palatschinken.

Tante Ilona sagte: „Nun wird es aber sicher genug sein, oder Eli?“

Und ich antwortete: „Ah, eine geht schon noch!“

„Was macht eigentlich deine Freundin?“, fragte Tante Ilona, „wie war doch gleich ihr Name?“

„Keine Ahnung“, sagte ich und stopfte mir das nächste Stück in den Mund.

„Jetzt weiß ich es wieder“, sagte Tante Ilona, „Anna! Anna hat sie geheißt.“

„Heißt sie immer noch“, grummelte ich.

„Oje, oje“, sagte Tante Ilona.

„Genau“, sagte ich. Ich wollte das Thema wechseln, unbedingt: „Glaubst du, wird Mama und Papa die Flucht nach Israel gelingen?“

Tante Ilona war Optimistin durch und durch. Sie sagte entschieden: „Ja. Und Punkt! Eli, kannst du dich noch erinnern, wie du früher in Wien immer Onkel Doktor gespielt hast?“

EIN SCHIFF KOMMT AN

Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges legte ein Schiff mit Flüchtlingen in Haifa an, dreihundert Menschen, dicht gedrängt. Sie waren über Bulgarien gekommen, drei Monate waren sie auf See. Auf diesem Schiff waren meine Eltern!

Wer nach Palästina wollte, war von der englischen Regierung abhängig. Aus Angst vor weiteren arabischen Unruhen beschränkten die Engländer die jüdische Einwanderung nach Palästina. In den folgenden fünf Jahren, von 1939 bis 1944, sollten nur je fünfzehntausend Einwanderer ins Land gelassen werden. Für die Juden in Europa war das die Katastrophe! Vielen blieb nur mehr die illegale Einwanderung. Ich möchte das jetzt betonen: Die Einwanderungsbeschränkung war mit ein Grund, warum unzählige Juden der Vernichtungsmaschinerie der Nazis nicht mehr entrinnen konnten und ermordet wurden.

Die Engländer brachten die Männer und mit ihnen meinen Vater in ein Lager in der Nähe von Haifa, die Frauen ließen sie frei. Meinem Vater war es gelungen, den Nazis zu entkommen. Und was geschah? Er wurde in einem Lager der Engländer interniert.

Ich holte meine Mutter ab. Ich war schockiert, als ich sie sah. Die Schifffahrt musste ein Alptraum gewesen sein. Meiner Mutter ging es sehr schlecht. Ihr hoher Blutdruck war schon immer ein Problem, Medikamente dagegen gab es damals noch kaum. Aber viel schrecklicher war, was ich sie auch fragte, über die Zeit in Wien,

über den Rest der Familie, über die Schifffahrt, kein Wort kam über ihre Lippen.

Ich konnte meine Mutter eine Zeit lang bei uns im Kibbuz unterbringen, damit sie wenigstens irgendwo war. Anna war mir eine große Stütze. Trotz unserer Trennung kümmerte sie sich rührend um meine Mutter. Sie nahm sie mit in die Wäscherei, zeigte ihr, wie sie sich nützlich machen konnte, machte sie mit anderen Frauen bekannt. Meine Mutter hatte in Wien noch schnell nähen gelernt, um sich auf Palästina vorzubereiten. Das war sehr klug von ihr, so bekam sie Arbeit in der Schneiderei.

Mein Vater schickte uns Briefe aus dem Lager auf Hebräisch. Ich hatte gar keine Ahnung, dass er so gut Hebräisch konnte. Er schrieb, dass ihnen in Wien schließlich auch noch die Wohnung weggenommen worden war und dass sie in ein kleines Zimmer ziehen hatten müssen in einem dieser entwürdigenden Häuser, die von den Nazis „Judenhäuser“ genannt worden waren.

Er schrieb, dass mein Bruder und seine Frau über die Berge in die Schweiz fliehen konnten: „Ernst und Lea leben wie ich in einem Flüchtlingslager. Aber sie leben. Wir leben! Deine Mutter lebt. Dein Bruder lebt. Dessen Frau lebt. Tante Ilona lebt. Du lebst. Ich lebe. Wie sollte ich Gott nicht dankbar sein!“

Der letzte Brief meines Vaters war der schönste, nur ein Satz, zehn Worte: „Ich glaube, in vierzehn Tagen bin ich ein freier Mann.“

Meine Eltern konnten in Haifa ein neues Leben beginnen. Ich habe große Achtung vor meinem Vater. Er fing wieder von ganz unten an: als Hausierer.

Durch Zufall lernte mein Vater eine junge Familie

kennen, fromme Juden, sehr nette Leute mit drei Kindern. Die hatten eine Wohnung mit drei Zimmern und eines vermieteten sie an meine Eltern.

Die junge Familie hatte meine Eltern sehr gern. Sie durften sogar die Küche benutzen, was nicht immer üblich war. Meine Mutter half dafür im gemeinsamen Haushalt.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie Eis vom Eisverteiler kaufte. Ich war bei ihr auf Besuch, wir gingen auf die Straße, stellten uns in der Schlange an. Meine Mutter stellte mich den anderen Frauen, ihren Nachbarinnen vor: „Das ist mein Sohn Eli, er lebt in Merchawja. Ich konnte mich in den ersten Tagen bei ihm unterstellen.“ Die Frauen nickten mir ernst und freundlich zu. Der Eisverteiler hackte das Eis ab, meine Mutter zahlte und ich trug das tropfende Eis mit einer Zange in die Wohnung und legte es in die Blechwanne des Eiskastens. So wurden damals die Lebensmittel frisch gehalten.

Und Annas Eltern? Keine Nachrichten. Anna war bedrückt. Die Ankunft meiner Mutter im Kibbuz, das Wissen, dass mein Vater in Palästina war, erinnerte sie mit Gewalt an ihre Familie. Meine Mutter sagte es Anna wieder und wieder: „Ihr habt es geschafft, wir haben es geschafft, also werden es noch andere schaffen.“

Aber der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Die Chancen wurden immer geringer.

TRAUBENERNTE

Mein Wunsch, Arzt zu werden, ließ sich nicht mehr verdrängen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich will es gar nicht beschönigen, zum ersten Mal tauchten in mir ernste Zweifel auf, ob die Entscheidung, Bauer zu werden, wirklich richtig war. Dieser Gedanke kam mir wie eine Ungeheuerlichkeit, wie ein Treuebruch vor. So etwas hatte ich nicht zu denken! Ich konnte aber an nichts anderes denken! Ich musste mit jemandem darüber reden. Aber mit wem? Ich schien inzwischen der Einzige zu sein, der Probleme mit dem Leben im Kibbuz hatte, ich fühlte mich isoliert.

Ich erlaubte mir etwas Unerhörtes. Ich spannte ein Pferd vor den Wagen und fuhr zum Spital. „Kann ich mit dem Direktor des Spitals sprechen?“, fragte ich. Es war ein sehr kleines Spital. Der Direktor war ein deutscher Jude, Doktor Bartnitzki. „Hören Sie“, sagte ich zu ihm, „ich möchte gerne Medizin studieren, aber ich habe keine Lernmöglichkeit. Was könnte ich machen?“

Und Doktor Bartnitzki antwortete: „Wir öffnen gerade ein Labor, meine Ärzte freuen sich über jede Hilfe.“

Ich war dann eigentlich jeden Tag dort oder fast jeden Tag. Die Ärzte unterrichteten mich, als wäre ich ihr Schüler. Und Doktor Bartnitzki borgte mir medizinische Bücher. Kaum hatte ich das eine fertig studiert, drückte er mir schon das nächste in die Hand.

Ich war glücklich! Und ein Glück kommt selten allein: Es war bei der Traubenernte. Zufall oder nicht, Anna und ich arbeiteten nebeneinander. Sie schob mir eine Traube

in den Mund und lachte. Ich schob ihr eine Traube in den Mund und lachte.

Sie schob mir eine Traube in den Mund und sagte:
„Eli, ich habe dich so vermisst!“

Ich schob ihr eine Traube in den Mund und sagte:
„Anna, ich dich auch.“

RICHTUNG SÜDEN

Der Krieg näherte sich Palästina. Fast zwei Jahre waren vergangen, seit wir in Merchawja angekommen waren. Zwei insgesamt sehr bequeme Jahre. Anna, Daniel, Rachel und ich, wir wollten endlich schwerere Bedingungen, wir wollten echte Pioniere werden. Wir wollten in den Negev, in den Süden ziehen, wollten helfen, einen Kibbutz aufzubauen.

Ich besuchte Dr. Bartnitzki, um mich zu verabschieden. Er prüfte mich, stellte mir alle möglichen Fragen und dann sagte er: „Weißt du was, Eli, ich habe keine Kinder, ich bin bereit, dir zu helfen, Medizin zu studieren. Ich zahle dir ein Studium im Ausland!“

Ich überlegte, ich dachte wirklich lange nach. Die Verwirklichung meines größten Traumes war plötzlich zum Greifen nah. Sollte ich mit Anna und den anderen in den Negev gehen oder sollte ich mein Glück beim Schopf packen und Arzt werden? Das Leben ist manchmal so fürchterlich kompliziert. Ich sagte zu Dr. Bartnitzki: „Ich muss im Kibbutz bleiben. Das ist momentan wichtiger.“

Dr. Bartnitzki nickte ernst und entließ mich mit einer stummen Geste. Ich glaube, er war in diesem Augenblick genauso unglücklich wie ich.

Negba, was so viel wie „Richtung Süden“ bedeutet, war damals der südlichste Kibbutz in Palästina. Eine karge Gegend, wo wenig Landwirtschaft möglich war. Auf dem kleinen Wachturm leuchtete die ganze Nacht ein Scheinwerfer. Wir mussten ständig auf der Hut sein.

Wir wohnten in Zelten. In den Baracken, innerhalb der

Mauern, war kein Platz mehr für uns, wir stellten unsere Zelte draußen auf. Das war sehr unangenehm. Mitten in der Nacht mussten wir, wenn es zu Schießereien kam, in den Kibbuz innerhalb der Mauern flüchten. Der Wind riss dann oft die Zelte nieder, und wenn wir von so einer Nacht endlich zurückkamen und wenigstens zwei, drei Stunden schlafen wollten, lag die Plane auf den Betten.

Die Neuankömmlinge durften die Nachtwachen übernehmen. Anna und ich, wir freuten uns jedes Mal, wenn wir an der Reihe waren, auf den Holzturm zu steigen. Das war eigentlich der einzige Ort, wo wir zu zweit und allein waren. Anna drehte den Scheinwerfer und ich passte auf, was sich ringsum tat, ob von irgendwoher Gefahr drohte. Wir blickten auf die fernen Berge, wussten, die anderen schlafen jetzt alle, wir hatten endlich Zeit für ungestörte Gespräche.

Das Leben in Negba war um einiges härter als in Merchawja. Kein Vergleich! Wir hatten sehr wenig zu essen. Natürlich hatten wir auch keine Bibliothek, keine Schallplatten, nichts. Aber alles in allem führten wir ein sehr zufriedenes Leben. Es stellte sich jenes Gefühl ein, das mir von den Abenden in der Gruppe vertraut war – ein kleines Stück Haschomer Hatzair war wieder entstanden.

Damals lernte ich, ein Maschinengewehr zu gebrauchen. Unsere Ausbildung war auf Verteidigung ausgerichtet. Anna verweigerte die Waffe. Sie konnte nicht, sie wollte nicht schießen. Niemand konnte sie dazu zwingen. Aber das Leben in Negba war kein Kinderspiel. Geschossen wurde jede Nacht, die Araber griffen uns an, wir schossen zurück, wohin konnten wir nicht sehen. Es war keine

Zeit für Träume vom Frieden, die Träume vom Frieden mussten auf ein unbekanntes Morgen verschoben werden. Irgendwann, weit weg.

Hoffentlich werden wir es noch erleben.

VIERFACHES SCHWARZ

Palästina drohte zum Kriegsschauplatz zu werden. Wir konnten das Draußen nicht mehr verdrängen. Es meldete sich mit unüberhörbarem Grollen.

In diesen Tagen muss ich meine letzte Tagebucheintragung geschrieben haben:

Schrei zwischen kalten Mauern

Mauer. Viermal Mauer.

Vierfaches Schwarz.

Nur ein kleiner Lichtfleck durchbrochen von schwarzen Eisenstäben.

Das einzige Wesen, ein gebückter Klumpen, „Mensch“, schleicht die Wände entlang. Fünf Schritte, noch einmal fünf, noch einmal ...

Dunkelheit.

Jude; Jude; das Wort, es bohrt im Schädel. Das Wort täglich ins Ohr gebrüllt, in den wunden Kopf gehämmert, in den zerschundenen Rücken gepeitscht.

Einst war es hell, auch für ihn.

Und jetzt – verbrannt, zerstört der Glauben.

Verschwunden das Wissen.

Und geblieben –

nur das Sehen.

*Sehen Kugeln fliegen
und Körper zusammenbrechen.*

Sehen Leiber zucken,

*in Qualen sich winden
und brüllen –
und leiser werden –
wimmern.*

*Das Auge sieht,
doch das Hirn kann es nicht fassen.
Bis der erste Schrei ihm entweicht.*

*Der Schrei des Tieres,
des todwunden Tieres.*

*Und doch menschlich der Schrei.
Schmerzerfüllt,
voll Tränen.*

*Ein Schrei des Wahnsinns!
Eine dunkle Gestalt brüllt ihr „Ich-kann-nicht-mehr“
hinaus in eine andere Welt.*

Um es kurz zu machen, wie über hunderttausend andere jüdische Männer und Frauen aus Palästina meldete ich mich als Freiwilliger zur britischen Armee. Als Daniel und ich den Entschluss fassten, uns zur britischen Armee zu melden, gab es ein sehr schwieriges Gespräch mit Anna. Aber inzwischen waren alle Gespräche mit Anna schwierig geworden.

Anna fragte: „Du wirst also auch töten?!“

Ich suchte eine Antwort: „Es gibt Situationen, die dich dazu zwingen, auch wenn du es nicht willst.“

„In keiner Situation, nie, niemand könnte mich dazu zwingen“, sagte Anna.

Unser letztes Gespräch endete mit einer Frage meinerseits. Ich fragte Anna: „Wirst du auf mich warten, bis ich zurückkomme?“

Und Anna antwortete: „Nein.“

1945 war Nazi-Deutschland besiegt, der Krieg zu Ende. Sechs Millionen Juden waren tot: erschossen, vergast, verhungert, totgefoltert ...

1948 wurde Israel, unser Staat, gegründet. Aber Gewalt und Krieg blieben die Begleiter unserer Geschichte.



DAS ALTE ELENDIGLICHE STIEGENHAUS

Ich verließ die Kibbuzbewegung. Wer aus einem Kibbuz austrat, bekam nichts. Hose, Hemd, Schuhe, das war alles, was ich besaß. In Israel gab es noch keine Möglichkeit, Medizin zu studieren, daher ging ich in die Schweiz. Ständig hatte ich Geldsorgen.

1956 erfüllte sich endlich mein zweiter großer Traum: Ich war Arzt. Ich wurde Psychoanalytiker, kam viel in der Welt herum, wurde Gastprofessor in Amerika und Deutschland. Meine Heimat und Arbeitsstätte aber blieb immer Israel.

In Berlin sollte ich meine Vorlesungen auf Deutsch halten. Ich fürchtete mich davor. Jahrzehntlang hatte ich mich geweigert, Deutsch zu sprechen. Was mich erstaunte, es war gar nicht schwer.

1981, nicht weit von meinem sechzigsten Geburtstag entfernt, dachte ich mir, die Zeit ist reif, ich fahre nach Wien. Arni, mein Sohn, begleitete mich. Ich wollte ihm zeigen, wo ich gewohnt hatte, ich wollte ihn zu meinen Wurzeln führen, damit er besser verstehen kann, wer ich bin.

Langsam gingen wir die Neustiftgasse hoch. Hausnummer 44, 46, 48. Meine Schritte wurden immer langsamer, als wollte ich den Abstand zwischen mir und dem Haus meiner Kindheit ins Unendliche vergrößern. Aber schließlich waren wir da. Neustiftgasse 62.

Ich blickte die Fassade des dreistöckigen Hauses hoch. Ich erinnerte mich, dass ich als Junge manchmal, wenn

ich später heimkam, so um neun, zehn Uhr abends, hinaufgerufen hatte, dass mein Bruder mir die Schlüssel herunterwerfen soll. Sonst erzählte mir das Haus eigentlich nichts.

Hausnummer 62, dritter Stock, Tür 19 – ich wollte nicht hinaufgehen, ich wollte die Leute nicht besuchen, die jetzt dort wohnten, ich wollte das alles nicht wissen.

Nur ins Stiegenhaus warf ich einen kurzen Blick: das alte elendigliche Stiegenhaus! Ich habe es nicht geschafft, in den dritten Stock zu gehen. Ich wurde ganz grün im Gesicht, mir wurde schlecht, mein Herz pumperte. Und ich sagte zu meinem Sohn: „Komm, gehen wir jetzt! Ich schaffe es nicht. Ich kann das nicht aushalten.“

Was sollten wir beide, Arni und ich, jetzt machen? Ich sagte: „Weißt du was, gehen wir in den Würstelprater. Da komme ich auf andere Gedanken.“

Das Riesenrad drehte langsam seine Runden. Vor einer Schießbude blieb ich stehen. Ich fühlte sie wieder, die ohnmächtige Wut meiner Jugendjahre. Die Wut musste heraus. Ich wollte nicht, dass sie jemand anderer zu spüren bekomme, schon gar nicht Arni. Und ich wollte die Wut nicht wieder gegen mich selbst richten. Ich zahlte, zielte und schoss, zahlte, zielte und schoss und schoss, schoss, schoss, schoss.

Leni, Kathi und Erna, meine drei Freundinnen, Leni ist sehr blond und sehr schön, Kathi nicht, Leni ist ein Jahr älter als ich, Kathi ein Jahr jünger, Leni und Kathi wohnen einen Stock tiefer, wir spielen Verkaufen, wir spielen Muttervaterkind, ich gebe Leni einen Kuss, sie ohrfeigt mich, ich bin zwölf Jahre alt, wir liegen unter meinem Bett, Leni erklärt mir, was die Menstruation

ist, ich nehme das sehr ernst, sie nimmt das sehr ernst, meine Mutter kommt nach Hause, sie entdeckt uns, Erna, sie wohnt in einem Eckhaus, ich stehe auf der Straße, ich schaue hinauf, manchmal schaut sie herunter, ich gehe hin mit dem festen Vorsatz, heute muss ich mit ihr sprechen, heute muss ich ihr sagen, dass ich sie liebe, ich stehe stundenlang im Schnee, sie kommt, sie geht an mir vorbei, ich wage es nicht, sie anzusprechen, Leni, Kathi und Erna, ich habe nie mehr von ihnen gehört, sie sind nicht mehr, sie existieren nicht mehr.

Plötzlich hielt mir der Budenbesitzer einen Teddybären entgegen, und ich erwachte aus meinem Schmerz. Den Teddybären habe ich heute noch.

Leni, Kathi und Erna sind von den Nazis in einem Konzentrationslager ermordet worden, vergast. Ich lebe. Warum ich? Keine meiner Tanten, außer Tante Ilona, keiner meiner Onkel hat die Schoah, die Massenvernichtung, überlebt. Ich lebe und ich fühle mich schuldig, weil ich überlebt habe. Dieses Schuldgefühl wird „die Schuld der Überlebenden“ genannt. Natürlich weiß ich im Kopf, dass ich keine Schuld habe, natürlich weiß ich im Kopf, dass ich glücklich sein sollte, aber trotzdem fühle ich mich schuldig. Ich kann die Schoah nicht verarbeiten, nicht überwinden. Schoah, das Wort bedeutet im Hebräischen Abgrund, Vernichtung, Dunkelheit, großes Unheil, Katastrophe, Untergang. Sechs Millionen Juden sind umgekommen, sechs Millionen! – und ich lebe. Und es gibt nur einen einzigen Grund dafür: Ich hatte Glück.

Arni und ich, wir blieben nur wenige Tage in Wien. Sobald ich wieder klar denken konnte, wollte ich nur mehr eines: heim nach Israel.

Aber ich kam wieder und wieder. Und eines Tages habe ich mich in eine Wienerin verliebt. Ich lebe jetzt abwechselnd in Jerusalem und Wien.

Bin ich in Jerusalem, schiebe ich meine Abfahrt immer so lange wie nur irgendwie möglich hinaus. Es ist kein Geheimnis: Schon wieder sind in Österreich antisemitische Töne zu hören. Auf Worte können Taten folgen, und das ist meine Sorge!

In meiner Kindheit wurde ich zum Fremden gemacht, fremd bin ich geblieben.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, erkenne ich deutlich ein Leitmotiv, das mich bis heute bestimmt: nein, nicht das Fremdsein – die Neugierde.

Beginnend mit meinen ersten Schritten in die Welt wollte ich wissen. Warum lernen wir überhaupt gehen? Es ist mühsam und am Anfang fällt man oft auf die Nase. Wir sind neugierig auf die Welt. Und wir wollen selbst bestimmen, wo wir hingehen können.

Mit vierzehn Jahren lernte ich mikroskopieren. Mit Staunen sah ich eine neue Welt, die mich nur noch neugieriger machte.

Oder meine Abende im Haschomer Hatzair. Ich wollte lernen, ich wollte wissen. Ich war neugierig auf Palästina, auf Israel. Und ich war, ich gebe es zu, neugierig auf Mädchen. Warum war ich mit Efraim am Heldenplatz? Die Neugier trieb mich. Warum bin ich nach Wien zurückgekehrt? ...

Warum wurde ich Psychiater? In Merchawja kam Jacques aus Frankreich zu unserer Gruppe. Er war ziemlich isoliert, hatte kaum Beziehungen zu anderen. Was ich erzählen möchte: Jacques bekam Halluzinationen. Es

wurde immer schlimmer. Eines Tages sah ich ihn im Hof sitzen und dem Hund aus der Bibel vorlesen. Er bildete sich allen Ernstes ein, er sei ein religiöser Führer und der Hund sein Schüler. Man nennt so etwas einen psychotischen Anfall, Jacques war schwer erkrankt. Durch meine Vermittlung wurde Jacques in Haifa im Spital aufgenommen. Und – das war der prägende Eindruck – er wurde wieder gesund! Ich treffe Jacques jetzt noch manchmal und dann lachen wir über die Geschichte mit dem Hund. Vielleicht lachen wir ein bisschen zu laut, aber wir lachen.

Was ist eigentlich aus den anderen geworden?

Anna blieb im Kibbuz, sie ging zurück nach Merchawja.

Daniel lebt heute in Amerika, wo er als bekannter Physiker arbeitet, mit ihm bin ich ab und zu noch in Kontakt. Die anderen habe ich aus den Augen verloren.

Isak wurde, wie schon erwähnt, Schauspieler. Einmal kaufte ich mir Karten und schaute ihm dabei zu, wie er sich als Hamlet quälte. Was soll ich sagen, ich war immer noch eifersüchtig nach mehr als dreißig Jahren! Eigentlich wollte ich ihn nach der Aufführung in der Garderobe besuchen. Aber ich klatschte wie alle und ging heim.

Rachel studierte, ich weiß nicht mehr, was.

Und Efraim? Ich suchte Efraim. Durch ein ganzes Leben, bis heute. Vergeblich.